Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Die Schuld der Glücklichen [Fortsetzung]
Autor: Auer, Grethe
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575572

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hoch aufgerichtet vor ihrem Sohn und maß ihn festen Blickes — „Du bist viel zu unerfahren, um in diesem Fall ein richtiges Urteil zu haben. Was weißt denn du vom Theater? Die Erfahrungen, wie sie die jungen Herren Offiziere dort sammeln, geben dir kein Recht zu dieser Sprache. Lona aber hat sich die Berechtigung, daß man ihr Wollen ernstlich prüft, erworben. Was das Mädchen gestern leistete, war die vielversprechende Probe eines schönen Talents und einer fleißigen Ausdauer ... Ich hab' mit ihrer Lehrerin gesprochen. Erika Hansen stammt auch aus guter Familie und nimmt es nicht leicht mit dem Schritt, der ein vornehmes Mädchen aus dem geschützten Hause auf die offene Bühne führt. Freilich meint auch sie, daß ein schönes Weib überall in Gefahr ist, sogar unter dem Revolver-Schutz des eifersüchtigsten Gatten, und daß jeder anständige Mensch den sichersten Halt in sich selber trägt. In dieser Beziehung ist mir nicht bange um Lona. Und selbst wenn mir bang wäre, so hätten wir alle doch nicht mehr das Recht, Lona zurückzuhalten. Nach dem, was wir gestern gesehen haben, liegt die Entscheidung über diese Frage nur noch in Lonas eigenen Händen. Sie muß wissen, was ihr Glück bedeutet: die Bühne oder die Ehe mit dir. Sie muß wählen."

Gerhard schrie auf: „Dann bin ich verloren. Sie wird die Bühne wählen."

„Sie wird es nicht, wenn sie dich sehr lieb hat. Noch hat sie ja die Ausübung des Berufs nicht gekostet. Es ist etwas anderes, ob man den Beruf verlassen will um eines Menschen Liebe willen oder ob man entsagt, ohne das zu kennen, dem man entsagt. Wenn Lona dich liebt, wie eine Frau ihrer Art den Mann, mit dem sie glücklich sein kann, lieben soll, dann wählt sie dich. Im andern Fall wäre sie dir sowieso verloren."

„Aber, Mama, sie hat mich doch früher geliebt; niemand zwang sie ja, sich mir zu verloben."

„Gewiß, Gerd, sie hat dich geliebt, wie ein junges Mädchen eben liebt, das sonst nichts Besseres zu tun hat und in dem zum ersten Mal das Weib spricht. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen diesem leichten, wahllos um seiner selbst willen entstandenen Gefühl und jener übermächtigen, mordgierig-herrschsüchtigen Leidenschaft, die das Weib alles vergessen und nur eines sehen lehrt — die Liebe."

„Du sprichst so klug, Mama, so über den Dingen stehend," sagte Gerhard bitter; „ich möchte nur das Eine wissen: Willst du mir helfen, Lona bei mir festzuhalten?"

„Gegen ihren Willen? Nein, Gerd, Lona wird genug mit ihren Eltern zu tun bekommen, ich werde sie jedenfalls nicht quälen. Bei mir soll sie Hülfe finden."

„Nun denn," — Gerd richtete sich entschlossen auf — „so weiß ich, was ich zu tun habe! Ich gehe sofort zu Gieses und rufe die Autorität des Vaters an. Dort wird man mich besser verstehen. Adieu, Mama!"

Hilde ließ ihn gehen. Einmal mußte sich die Sache doch entscheiden, und je rascher sie erledigt war, desto besser für alle Teile.

Aber sie wollte Lona nicht allein lassen in dem Kampf, der ihrer wartete. Sie wußte, wie leicht bestimmbar Dr. Giese war. So mochte Gerhard zuerst sprechen und durch seine Erregung entfesseln, was sie nachher mit Dr. Freis und Rudolfs Hülfe in die richtigen Bahnen zu leiten gedachte.

Sie klingelte bei Dr. Frei an und bat ihn, sobald wie möglich zu ihr zu kommen und Rudolf zu benachrichtigen.

„Er ist schon bei mir," antwortete Dr. Frei, „und wir waren eben im Begriff, Sie aufzusuchen. Nun sind wir in ein paar Minuten bei Ihnen, und dann ziehen wir gemeinsam in die Schlacht."

Das klang sehr heiter und unbefangen; aber Hilde wußte, daß der Freund mit ihr bangte vor der Entscheidung, der Stunde, die ein neues, schmerzliches Opfer von ihr verlangen würde.

(Schluß folgt).

Die Schuld der Glücklichen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Reiseerfahrung von Grethe Auer, Bern.

(Fortsetzung).

Die kleine Gouvernante saß, hielt den Kopf an die Säule gelehnt und sann. Ueber ihr wehten in verblaßtem Purpur die Fahnen des Bistums. Leise klang Orgelton und Priestergesang durch das Dämmer, im großen Raum wie in weiten Fernen verhallend. Eine Prozession violett gekleideter Domherren trug in diesem Augenblick im Vordergrund das Allerheiligste vorüber, rosig schien das Licht aus der Kuppel auf sie; dann verloren sich die prunkenden Gestalten im dunkeln Gestühl des Hauptaltars. „O Popanze!" dachte die kleine Gouvernante höhnisch, während jeder einzelne der Priesterschar vorüberschreitend sein Knie beugte — wovor? Vor dem, dem sie zehn Schritte weiter ins Gesicht schlugen! Ehrten diese den Schöpfer, warum knechteten sie das Geschöpf? Warum speicherten sie ihr Wissen auf wie ihr Gold, warum streuten sie nicht beides mit vollen Händen, wie die Natur den leuchtenden Staub ihrer Blüten streut, auf daß es Frucht trage und Segen bringe? Eine Art Dankgefühl wallte in dem Weibe auf, dafür, daß die Zeit dieser Kirchen und dieser Priester im Erlöschen war. Sehnsucht erfaßte sie nach dem Licht der freien Sonne, nach Feldern, wo gearbeitet wurde, nach dampfenden Fabrikschloten, nach Schiffen mit donnernden Kränen, nach allem, wo der Erwerb und das Leben sich regte. Sie stand auf, schritt am Altare vorüber, ohne sich zu bekreuzen, und suchte den Ausgang.

Sich in der Türe irrend, gelangte sie in den Kreuzgang anstatt ins Freie. Dieser, in edelster Stilreinheit der besten gotischen Zeit erbaut, umschloß einen Hof mit üppiger Palmenvegetation, war erfüllt vom Dufte blühender Heliotrope, welche die feinen Säulchen umspannen. Ein violettes Priesterkleid tauchte auf und verschwand jenseits zwischen den Bogen. Grabplatten mit verschnörkelten Wappen blickten von den Wänden herab. Auch hier Pracht, Behaglichkeit, ein Festmahl

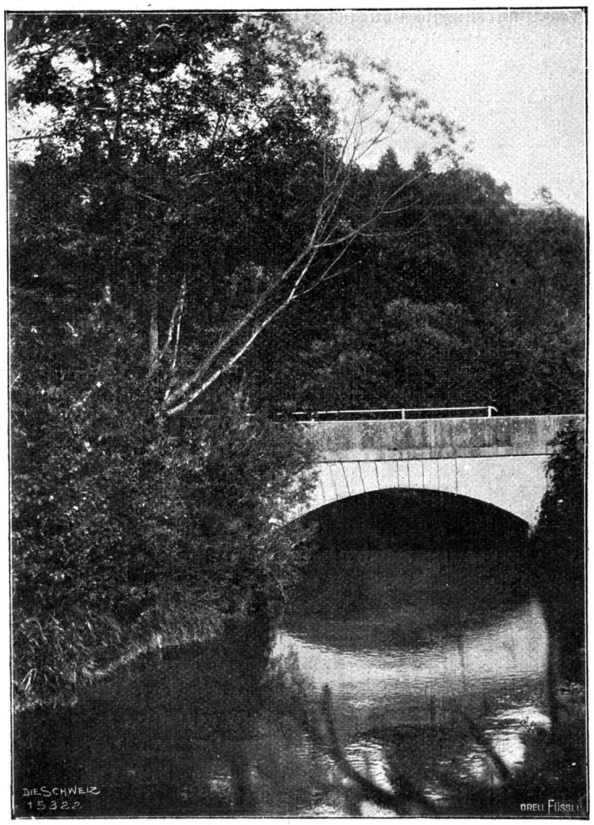
der Schönheit, für wenige Auserwählte aufgetischt! Man braucht nicht seit drei Tagen die Geliebte eines Sozialdemokraten zu sein, um beim Anblick solcher Dinge auf wunderliche Gedanken zu geraten. Mit einem Gefühle trotziger Verachtung gegen den, in dessen Namen soviel tote Pracht aufgehäuft worden war, verließ die kleine Gouvernante den Kreuzgang und den Dom. Rechte niemand mit ihr! Ein Wellchen in einer bestimmten Geistesströmung, ein Blatt im Wirbel der Zeit verweht, trieb ihre arme, hilflose Seele innerhalb eines Mächtigern, das sie selbst nicht verstand. Wer kann sagen, wo der Strom mündet, wo der Sturm sich legt? Die einmal Erfaßten müssen eben mit, fast unbewußt, glauben sie auch aus freier Wahl zu gehen. Und die kleine Gouvernante war von der Strömung ihrer Zeit erfaßt.

Draußen vor dem Portale saßen Bettler; vornehm gekleidete Damen ließen mit gleichgiltiger Handbewegung eine Münze in ihren Schoß fallen. Die kleine Gouvernante dachte zornig: „Ihr solltet nicht betteln, Ihr solltet nehmen!" Indem sie selbst ihr Beutelchen zog und ihre kleine Spende darbrachte, erinnerte sie sich ihres Vorhabens vom Tage vorher; ihre Gedanken wechselten die Richtung, und in fröhlicher Aufregung eilte sie die Stufen des Domplatzes hinab und betrat einen jener gediegen aussehenden kleinen Laden der Altstadt. Sehr prunkvolle Dinge gab es da nicht zu kaufen; aber sie erstand eine zierlich aussehende leichte Bluse von einem angenehmen Grau und einige Straßen weiter einen kleidsamen Hut. Sie kaufte rasch, blindlings, fast ohne Ueberlegung. Erst als sie mit ihrem Päckchen auf der Straße stand, kam eine Art Ernüchterung über sie. Sie hatte den größern Teil ihres Geldes dahingegeben. Mit einem schreckenvollen, rasenden Pochen all ihrer Pulse blieb sie stehen. Was sollte nun werden, wenn sie an ihrem Bestimmungsorte landete?

Da war es, als ob jener Teil ihres geplagten Gehirns, den sie in traurigen Tagen am meisten angestrengt hatte, mit einem Male den Dienst versagte. Sie konnte nicht mehr vorausdenken; mit einer plötzlichen Angst schlug sie gleichsam hastig die Pforten der Zukunft zu. Sie, deren Leben aus Sorgen bestanden hatte, stürzte sich jetzt mit einem Aufschrei innerer Erlösung in den Leichtsinn. Alles würde sich finden! Nur jetzt nicht daran denken müssen — nur jetzt nicht! Kehrten ihre Gedanken im Laufe des Tages manchmal zu der sorgenvollen Frage zurück, so schob sich gleich, wie ein trübender Schleier, jenes dumpfe Angstgefühl dazwischen. Da riß sie ihr Denken zurück, hielt es fest wie ein scheuendes Pferd, zwang es, der Gegenwart ins Auge zu sehen. Der Gegenwart, die sie einmal im Leben nützen wollte, nützen, nützen bis zur Betäubung! Alles andere — würde sich finden!

Sie war auf die Bastei oberhalb Fuerte Real hinausgelangt, da, wo das Denkmal irgendeines Grafen Lara, dessen Verdienste sie nicht kannte, stadteinwärts über die schöne breite Promenade wegblickte, auf der vereinzelte Spaziergänger sich bewegten. Hinter dem Denkmal fiel der steile Berg in die Tiefe ab; ein schmales vorgelagertes Kap zu seinen Füßen trug die Ruinen einer kleinen Festung; weiterhin breitete sich ein goldgelber Strand, belebt von Fischern, die, Mann hinter Mann an ein Seil gespannt, ihre schweren Netze an Land zogen. Auch Kinder und Frauen halfen ziehen, mühselig in fast liegender Haltung den Strand emporklimmend, um oben angelangt sich rasch aus der Reihe zu lösen und weiter unten das Seil von neuem zu fassen. Eine alte Frau rollte jeweilen das freigewordene Tauende zu einem saubern Tönnchen zusammen. Auf dem leuchtenden Wasser standen regungslos ein paar Fischerboote mit blütenweißen Segeln. Rechter Hand in der Ferne lag der Hafen, immer dasselbe feine Bild des aufstrebenden Mastwerkes, das sich dunkel gegen einen blauen Hintergrund zeichnete.

Noch war es nicht Mittagszeit, und eine Art Unruhe trieb die kleine Gouvernante, sich nicht rechts hinab gegen den Hafen zu wenden, sondern die ansteigende Wallstraße mit ihren schönen Bäumen und Steinbänken weiter zu verfolgen, bis auf die äußerste Höhe, wo das Armenhaus lag. Die offenen Anlagen, die es umgaben, betrat sie, noch im Unklaren darüber, wo sie sich befand. Der Anblick friedlicher alter Leute, die sich da in der warmen Märzluft sonnten, die rauschenden Palmen und blühenden Sträucher über sich, die blaue See mit ihrem Glanze, ihrer seelenstillenden sanften Schönheit vor sich, klärte sie auf und füllte sie mit einer innigen Freude. Hier war der wahre Tempel Gottes! Hier war ein schönes, reines Genießen auch dem Aermsten beschieden. Lächelnd ließ sie ihr Auge auf einigen alten Männchen ruhen, die das violette Samtbarett des katalonischen Bauern trugen und sicher hier von einem mühevollen Leben ausruhten. Aber ihre Freude erlosch plötzlich, als sie in stumpfe, fast grimmige Gesichter sah.



An der Reppisch (Kt. Zürich). — Phot. George P. Treadwell, Zürich.

Ja freilich, was gab das leuchtende Bild der Welt diesen Armen jetzt noch? Was galt die Schönheit der Natur, die sie nicht mehr empfinden konnten? Was nützte die Sorgfalt, die sie umgab, ihren verhärteten Herzen? Hatte nicht manchmal jemand von der Undankbarkeit der Armenhäusler gesprochen? Die kleine Gouvernante begriff sie nur zu gut! Alle Genußfähigkeit war ja in diesen armen Seelen längst erloschen, alle Liebesfähigkeit, jedes warme Gefühl erstickt in einem häßlichen kleinlichen Kampf um Brot und Obdach. Sie hatten verlernt, sich zu freuen, oder sie hatten es nie gekonnt; sollten sie es in grauen Haaren noch lernen?

Und wieder klammerte sich das Herz des verblühenden Mädchens an die Gegenwart. Einmal in ihrem Leben trat die Freude ihr in den Weg. Einmal durfte sie glücklich sein — eine ganz kurze, eine erschreckend kurze Zeit noch! O, nur diese nicht ungenützt vorüberlassen! Alles andere — würde sich finden!

Sie trieb, die kleine, irregeführte Seele, sie trieb wie ein abgerissenes Blatt in der Strömung der Zeit, der sie angehörte, in einer dunkeln, gewaltigen Unterströmung, die Trübes aufwirbelte und das klare Himmelsbild gebrochen wiederspiegelte — — —

Sie sah ganz niedlich aus in ihrer sanftgrauen Bluse, als sie beim Mittagstische erschien, und sie erntete genau den Lohn, den sie erhofft hatte: das schöne, halberstaunte Aufleuchten der dunkeln Augen und ein kleines, drolliges Kompliment über ihre Eitelkeit, das dennoch die Freude dessen verriet, der diese Eitelkeit geweckt hatte. Sie war reich beglückt, und die Gegenwart behielt endgültig recht in ihr: jetzt kam ihr gar kein Gedanke mehr an die Zukunft.

Während sie noch bei Tische saßen, tauchten plötzlich in lärmender Begeisterung die drei Deutschen wieder an Bord auf. Sie wären nicht nach Barcelona gefahren; den Plan hätten sie verworfen, als sie eine halbe Stunde lang durch die Straßen von Tarragona gegangen waren. Welch eine entzückende kleine Stadt war dies Tarragona! Was gab es da alles zu sehen! Da sollten Denkmäler aus der Römerzeit sein, eine Wasserleitung, ein Turm, in welchem Scipio Africanus begraben sein sollte, ein antikes Theater, und Gott weiß was alles! Von den gotischen Baudenkmälern gar nicht zu reden! Nach Barcelona kam man wohl immer noch, Barcelona war schließlich eine Stadt wie manch andere; aber Tarragona war ein Ding für sich, ein Stückchen Vergangenheit, ein Stückchen edles, altes spanisches Bürgertum. Und welch eine Landschaft! Diese Leutchen, die erst den zweitägigen Aufenthalt in Tarragona verwünscht hatten, hätten nun nichts einzuwenden gehabt, wenn der Dampfer an diesem Hafen Ladung für eine Woche gefunden.

Die kleine Gouvernante horchte ziemlich interessiert. In der gewaltsam-leichtfertigen Stimmung, die sie beherrschte, war ihr längst der Gedanke gekommen, diese zwei Tage auch auf andere Art zu genießen. Das schöne Städtebild, das lachende, blühende Land ringsum sollte in ihrem Erinnern auf immer verschmolzen sein mit dem einzigen seligen Liebestraum ihres Lebens. Dieses Tarraco der Römer, diese einst so gewaltige Hauptstadt einer reichen Provinz, die Vandalen und Goten von ihrem hohen Sitze aus zurückgeschleudert und sich selbst den Mauren erst nach dreijährigem Widerstande ergeben hatte, diese Stadt voll Leben und Charakter gefiel ihr. Die reiche Industrie des ganzen Landstriches, die stille Ordnungsliebe der Bevölkerung und ein Umstand, den der vortragende Bräutigam mit besonderer Betonung hervorhob: daß es zwar in der Umgebung der Stadt an Kollegien, Schulen, Kapellen, Fabriken und Plantagen aller Art nicht fehle, daß aber auch der durstigste Wanderer kein Wirtshaus finden und höchstens von der Gastfreundschaft eines Landbewohners einen unschuldigen Trunk erwarten könne — dies alles fesselte ihre Phantasie, die aufs Schöne, auf Glückliches und Friedliches gerichtet war. Und den Informationen des Bräutigams folgend, stellte sie sich in Gedanken ein kleines Programm zusammen.

Für den Nachmittag wählte sie einen wenig ermüdenden Spaziergang in der nähern Umgebung der Stadt, durch das Tal des Francoli, dessen Tiefe ein dunkelgrün glänzendes Dickicht von Mandarinenbäumen füllte, dessen Hügelabhänge der rosige Schleier blühender Mandelbäume bekleidete. Ahnungslos den blumengesäumten Weglein folgend, gelangte sie manchmal auf Privatbesitz, in kaum umfriedete Gärten, wurde von den Besitzern freundlich wieder auf den rechten Pfad gewiesen und gewann so im Wandeln an heiterer und schöner Stimmung. Kein Bettler erregte ihr Mitleid, kein Gassenjunge erschreckte sie durch höhnische Zurufe. Von interessanten Bauten und Altertümern sah sie nichts mehr, hätte sie auch vielleicht kaum etwas erkannt. Sie sah nur immer mit inniger Freude die hochgelegene Stadt mit ihren alten stolzen Mauern, die herrlich belebte Landschaft ringsum, die hübschen neuen Villen, die feinen Schattierungen des lieblichen Grüns vom silberschimmernden der Oelbäume über das satte der Orangen bis zum schwärzlichen der Zypressen und Pinien, die langen, geraden, fest und glatt gebauten Straßen, die sich wie schmückende Bänder um die Brust der schönen Natur spannten. Ganz im Hintergrunde unter den breiten Bogen des Viaduktes durch schaute mit schwarzem Laub und weißen Denkmälern der Friedhof herüber.

Gegen Sonnenuntergang fiel ihr noch die Klippe mit der Ruine ein, die sie am Morgen von der Bastion aus gesehen hatte. Sie suchte ihren Weg dort hinab, saß am steil abfallenden roten Felsenhang und sah in engen Schluchten eine blaugrüne Flut brodeln und weißen Gischt nach oben werfen. Die Einsamkeit lag mächtig auf dieser Stelle, das zerfallene Gemäuer sah melancholisch und träumerisch aus, das tiefe Donnern der Brandung, das alle Menschenlaute verschlang, ließ vergessen, wie nahe Welt und Leben lagen. In süßen, abendlichen Träumen wandelte das Mädchen heimwärts, dem Strande folgend, wo am Morgen die Fischer gearbeitet hatten. Jetzt lag auch der still; nur die abendbeschienenen Wellen liefen mit flammenden Bannern heran und ließen einen rosig schimmernden Schaum auf dem Sande zurück.

Dieser Tag war der herrlichste der ganzen Reise gewesen, und der Abend, der nun kam, stand ihm an poetischer Schönheit nicht nach. Es gab ein bißchen Mondschein, und das Hafenwasser trug zitternde, krause Lichtstreifen von silberner Farbe. Der schwarze Maschinist hatte sich frei gemacht und verließ gleich nach der Mahlzeit mit der kleinen Gouvernante das Schiff. Sie

Dorf Chandolin (Wallis).

Nach dem Gemälde von Edmond Bille, Sierre.

wandten sich nicht dem Innern der Stadt zu; ein Vergnügungslokal, deren es übrigens wenige gab, lag ihnen nicht im Sinn. Die Wallstraße emporsteigend erzählte das Mädchen von all dem Landschaftszauber, den sie an diesem Tage wahrgenommen, und wie sie von der Klippe und der einsamen Ruine sprach, wurde sie unbewußt Führerin. Das Stückchen Romantik zog die Liebe an; die beiden Menschen folgten fast ohne sich Rechenschaft zu geben, wo sie wandelten. Dann ward die Schönheit der träumenden Natur Herr über ihre Sinne. Die silberne See sang ein betörendes Lied, das bläuliche Gemäuer, die feuchtglänzenden Klippen mit den schwarzen Schatten waren lebendig von flüsternden Geistern. Aus dem nassen Gestein stieg der sehnsuchterweckende Geruch des Meeres, ein süßerer, einschläfernder aus den kleinen Frühlingskräutern im grasigen Hofe der verfallenen Festung. Tief aufatmend preßten die beiden Einsamen einander fester in die Arme.

(Fortsetzung folgt).

Im Reiche des Schönen und der Kunst.

Erinnerungsblätter aus Florenz von Dr. **Maria Krebs**, Zürich.

III. Ornament und Bild.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit fünf Abbildungen.

Die Ornamente der alten Taufkirche von Florenz zeigen uns, wie durch das bloße Mittel der künstlerischen Form, der Linie, uns Dinge losgelöst von ihrem Wirklichkeitszusammenhange ästhetisch verständlich werden. Wie nun aber verhält es sich mit dem Bilde? In unsern Tagen, wo sich das Bestreben nach Betonung des Dekorativen, des Ornamentalen in der bildenden Kunst so stark geltend macht, hört man ja zur Genüge die Behauptung aufstellen, daß das Bild im Grunde nichts anderes als ein Ornament sei — ein Ornament mit Wirklichkeitsgehalt. Gewiß, auch das Bild hat eine künstlerische Form, eine bestimmte Anordnung von Linien und Flächen; aber es hat noch mehr. Diese künstlerische Form ist nicht nur um ihrer selbst willen da sie stellt auch etwas dar, hat einen bestimmten, erkennbaren Wirklichkeitsgehalt, und dieses Dargestellte wiederum kann etwas vorstellen, kann einen Gedanken zum Ausdruck bringen, eine Geschichte erzählen. Welche Seite des Bildes ist nun für seine ästhetische Bedeutung ausschlaggebend? Was ist es, was das Bild zum Kunstwerk macht, d. h. zu etwas Unvergänglichem, ewig Neuem? Ist es der dargestellte Wirklichkeitsgehalt oder der ihm zugrundeliegende Gedanke, oder ist es die künstlerische Form, in der wir durch unsere Einfühlung die ästhetische Befriedigung finden? Und was ist diese künstlerische Form? Das sind die Fragen, die sich jedem modernen Betrachter jener Meisterwerke alter italienischer Kunst aufdrängen, die unbekümmert um den Wandel der Moden und Anschauungen seit Jahrhunderten dieselbe Sprache sprechen, die Sprache wahrer Schönheit, die jeden beglückt, der in ihren Bannkreis kommt. Die Antwort wird uns das Kunstwerk selber geben.

Madonna mit dem Granatapfel.
Nach dem Gemälde von Sandro Botticelli in den Uffizien zu Florenz (Phot. Alinari, Florenz).

Betrachten wir einmal Botticellis berühmten Tondo aus den Uffizien, die „Madonna mit dem Granatapfel". Was wir hier in erster Linie sehen, ist dies: im Kreise von sechs beflügelten Jünglingen sitzt eine Frau mit trübsinnigem Gesicht in rotem Kleide und blauem Mantel; sie hält ein nacktes Knäblein auf dem Schoße, das sein rechtes Händchen in die Höhe streckt und mit dem linken nach einem Granatapfel greift, den ihm die Frau reicht. Was wir hier sehen, das Dargestellte, stellt jedoch zugleich etwas vor, das Bild meint etwas; wir erkennen in den dargestellten Figuren im Kreise von sechs Engeln die Madonna, die das segnende Christuskindchen im Schoße hält und ihm mit traurigem Blicke im Granatapfel das Symbol der Sterblichkeit reicht. — Unser Bild stellt jedoch nicht nur etwas dar, es ist vor allem etwas, nämlich eine Raumform, eine Anordnung von Linien und Flächen. Zu den Linien gehören sowohl die Linienelemente, sozusagen die Handzüge, die Pinselstriche des Malers, als die Massenumrisse, die durch Farbe und Beleuchtung bestimmt werden und mit dem gegenständlichen Kontur der Figuren nicht zusammenzufallen brauchen. So bilden z. B. in unserm Tondo der Körper des Kindes und die Hand der Maria zusammen eine Form, und es ist ein und dieselbe Linie — nämlich die für Botticelli so charakteristische stürzende Wellenlinie — die in rascher Kadenz vom Halse des zweiten Engels rechts dem Brusttuche der Madonna entlang bis zum Lilienstengel des ersten Engels links hinabeilt. Zur Form gehört endlich auch die Tiefe des Bildes, obschon man mit Recht einwenden könnte, daß die dritte Dimension im Bilde nicht zur Darstellung, sondern zum Dargestellten